

Gregor Eisenhauer

**WIE WIR
DIE ANGST**



**VOR DER
ANGST
VERLIEREN**

FURCHTLOS IN 7 TAGEN

DUMONT eBOOK

keine Kinder. Die Dunkelheit ist eine Macht für sich. Sie greift sich ihre Opfer. Löscht das Licht in ihnen.

In diesem Keller überkam mich zum ersten Mal mit aller Macht das Selbstmitleid. Es ist der letzte Trost, der dir bleibt, wenn alle anderen dich im Stich lassen. Ein rauschhaftes Gefühl, das süchtig machen kann.

Wenn ich mit dem Mostkrug in der Hand zurückkam, war die Freude groß, aber sie galt dem Krug, nicht mir. Als ich Kind war, enttäuschten Erwachsene in der Regel immer, denn sie hatten so gar keinen Sinn für die Ängste eines Heranwachsenden. Glücklicherweise hatte ich zuverlässigere Helfer zur Seite. Da war zum einen Flipper, treuer Delfin und »Freund aller Kinder«, was mich natürlich etwas misstrauisch stimmte, denn das Alleinstellungsmerkmal eines guten Freundes ist nun einmal, dass er einzig und allein dein Freund ist und nicht der Freund aller. Zudem war ich wasserscheu und ahnte daher schon früh, dass Flipper und ich niemals zusammenkommen würden. Was schade war. Die Sonne dort in Coconut Grove schien heller, die Jungs waren kräftiger, vor allem Sandy und Bud, und die Mädchen hübscher als alle, die ich jenseits des Fernsehers gesehen hatte, wobei, ich kann mich an kein Mädchen aus der Serie wirklich erinnern.

Ich mochte Flipper, aber ich wäre ihm nie ins Meer gefolgt. Er hat mich Delfine lieben gelehrt, aber mir nicht die Angst vor dem Wasser genommen. Als ich mich jetzt, neugierig nach all den Jahren, erkundigte, was aus ihm geworden ist, erfuhr ich Dinge, die ich als Kind nie hätte erfahren wollen. Es gab nicht nur einen Delfin mit dem Künstlernamen »Flipper«, sondern im Lauf der Jahre fünf weibliche Tümmler, die sich in dem Job abwechselten. Die beiden letzten, Susie und Cathy, hatten das Pech, ihren eigenen Ruhm zu überleben. Susie wurde an einen maritimen Wanderzirkus in Europa verkauft und starb an einer Lungenentzündung. Cathy hingegen nahm sich selbst das Leben, indem sie willentlich das Atmen einstellte. So seltsam es klingt, sie ertrug die Angst vor der Leere nicht. Ihr ehemaliger Tiertrainer, Ric O'Barry, der »Delfin-Flüsterer«, war bei ihrem Tod dabei. Die Erschütterung über ihr elendes Sterben machte einen anderen Menschen aus ihm: Aus einem Handlanger Hollywoods wurde ein Aktivist für Tierrechte, der für seinen Dokumentarfilm *Die Bucht* mit einem Oscar ausgezeichnet wurde. Der Film zeigt, was jahrelang im japanischen Küstenort Taiji geschah, ohne dass die Öffentlichkeit je davon Kenntnis genommen hätte. Tausende Delfine wurden Jahr für Jahr zusammengetrieben. Die schönsten und kräftigsten Tiere fischte man heraus, um sie an Delfinarien in der ganzen Welt zu verkaufen – eine Folge des Hypes, den *Flipper* ausgelöst hatte. Die restlichen Tiere wurden getötet. Ich werde niemals den Mut aufbringen, mir diesen Film anzusehen.

Flipper nahm mir die Angst vor dem Meer, Fury die Furcht vor den Pferden. Wenn ich je über die heimische Prärie hätte galoppieren wollen, dann nur auf ihm. Fury war kein schwer zu reitendes Rassetier wie Rih oder Hatatitla, jene Pferde, auf denen Old Shatterhand den Wilden Westen und Fernen Osten durchstreifte. Fury war ein

gewöhnlicher Mustang, der seinen wilden Charakter auf der Stelle verlor, als der Waisenknabe Joey auf ihn zutrat und die Hand auf seine Nüstern legte. So bildete ich es mir zumindest ein. Denn welcher Junge, welches Mädchen war in seinem Leben nicht auch einmal Waise, wenn auch nur für einen verlorenen Tag oder eine verheulte Nacht. Fury war ein Freund, ein Ratgeber, der mit seinem freundlichen Nüsternstupsen immer die richtige Richtung wies, während mir die Pferde auf dem großväterlichen Bauernhof meist nur die Kehrseite zeigten. Sie waren nicht an mir interessiert. Ich kam als Reiter nicht infrage und als Freund ohnehin nicht. Das war kein großer Kummer. Denn ich hatte keine weiten Wege zu bewältigen. Die fernen Wälder machten mir Angst. Ich blieb gern auf den Wiesen rund um den Hof. Das Haus immer in Sichtweite. Dank Hänsel und Gretel wusste ich genug über die Schrecken unbegleiteter Waldspaziergänge.

Nein, auf den Wegen, die ich ging, brauchte es einen kurzbeinigen Kameraden. Wenn es um wirkliche, lebbare Freundschaft ging, lief alles auf einen Hund hinaus. Auf einen Hund, der nicht weglief, der aufs Wort hörte und in jeder Gefahr zu mir stand, ein Hund wie Lassie. Leider war Lassie bereits an Jeff vergeben, den ich nicht um seinen besten Freund bringen wollte, denn er war ein netter Kerl. Ein wenig zu brav vielleicht. Zudem mochte meine Mutter keine haarigen Hunde, aber einen Dackel hätte ich damals noch als Demütigung empfunden. Mein Glück wollte es, dass Bessy erschien, und zwar in Gestalt eines Comicheftes, das von meinem fünften Lebensjahr an Farbe in mein Leben brachte. Bessy gehörte zu Andy, aber der war erwachsen, und so gehörte Bessy letztlich zu mir. Als die Mutter eines Schulfreundes mich einmal besorgt darauf hinwies, dass es sich doch nur um eine Comicfigur handele und ich mein Geld für Besseres aufsparen sollte, wurde mir mit einem Schlag die Unvernunft der Erwachsenenwelt klar. Wie hätte ich mein Geld besser ausgeben können als für einen treuen Freund? Mir fehlten damals die Worte und ganz sicher das Abstraktionsvermögen, und so hatte ich vermutlich nur verlegen den Kopf geschüttelt, aber darin lag die ganze Anklage, die ich seinerzeit stumm an die Welt richtete. Denn gefühlt hatte ich sie, die Wahrheit. Wenn ein kleiner Junge, ungeschickt im Herstellen und Erhalten von Freundschaften, fremd der Welt der Erwachsenen und noch fremder der kindischen Welt der Kinder, keinen Freund hat, der ihm zur Seite steht, sei es nun Pu der Bär, Flipper, der Delfin, oder Bessy, die treue Colliehündin, dann wird dieser Junge sterben vor Angst oder zumindest sehr unglücklich sein.

»So schnell stirbt es sich nicht«, hätte meine Oma eingewandt, »schon gar nicht an der Angst«, und sie hatte natürlich recht, denn sie hatte einige Bücher mehr gelesen als ich. Wie recht sie hatte, begriff ich erst, als Mickey Mouse, Donald Duck und Speedy Gonzales meine kleine Defensivarmee vermehrten. »¡Arriba! ¡Arriba! ¡Ándale! ¡Ándale!« Ob Daffy Duck, der egozentrische Irre, oder Sylvester, der heimtückische Kater, Speedy, die schnellste Maus von Mexiko, entkam allen. Speedy war ein sportives Vorbild für mich, denn ich begriff dank ihr, dass man seiner Angst davonlaufen kann. Die Angstforschung hat Speedy Gonzales inzwischen recht gegeben. Ausdauerndes schleppfüßiges Traben

allein genügt allerdings nicht. Es müssen Steigerungsläufe sein. Gegen die Wand der eigenen Erschöpfung. Die Schallmauer durchbrechen. Atemlos die Hände in die Hüfte stützen. Und wieder losstürmen. Wieder und wieder. Bis der konditionell erstarkte Glaube an sich selbst alle Zaghaftigkeit vergessen macht.

Der einzige Erwachsene in meinem damaligen Bekanntenkreis war Pan Tau, der Mann mit dem altmodischen Hut und diesem seltsamen Lächeln. Er war weder in der Welt der Großen zuhause, denn er konnte sich ganz klein machen, noch in der Welt der Kleinen, dazu war er viel zu korrekt gekleidet. Er war ein Mittler der Welten. Heute weiß ich, dass der Name geradewegs seine Herkunft verrät.

Pan ist auch ein antiker Gott von sehr animalischer Gestalt: Sein Mantel besteht vermutlich aus Bockshaut; in den Händen hält er wahlweise einen knorrigen Hirtenstab oder eine siebenröhrige Flöte, die berühmte Panflöte. Manche behaupten, er sähe einem Ziegenbock zum Verwecheln ähnlich. Pan ist der Herr aller Schrecken. Wer je eine südamerikanische Folkloregruppe unter seinem Fenster hat musizieren hören, weiß, dass dieser Schrecken auch musikalischer Art sein kann. Eigentlich, von der Idee ihres Schöpfers her, diente die Panflöte jedoch dazu, das Entsetzen zu lindern. Pan musizierte, und alle tanzten nach seiner Pfeife. Der Rattenfänger von Hameln ging bei ihm in die Schule. Wenn dieser Gott der Lust und des Lasters gemeinsam mit seinen dionysischen Freunden und bacchantischen Freundinnen tanzte und becherte, konnte das leicht ausufern.

Peter Pan ist ein entfernter Verwandter dieses Wald- und Wiesengottes, was man schon an seinem grünen Kostüm erkennen kann. Aber Nimmerland, wo er mit seinen »verlorenen Jungs« haust, ist nicht wirklich ein angstfreier Ort. Zum einen, weil Captain James Hook dort sein Unwesen treibt, zum anderen, weil es eine Fantasiewelt ist, in der die Abenteuer nur erträumt sind. Peter Pan kennt keine Angst, das macht ihn als Freund unglaubwürdig. Captain Hook wiederum ist geradezu wahnsinnig vor Angst, weil er rund um die Uhr von einem Krokodil verfolgt wird, das bereits seine Hand gefressen hat. Derart auf den Geschmack gekommen, will es nun auch den ganzen Schurken verschlingen, aber getrieben von seinem blindwütigen Appetit hat es versehentlich einen Wecker verschluckt, der tickt und tickt und tickt. Wann immer Hook dieses Ticken hört, gerät er in Panik, weil er weiß, das Krokodil ist ihm auf der Spur, und eines Tages wird sein letzter Tag gekommen sein: »Chronometrophobie.« Die Angst vor der Zeit. Eine klassische Erwachsenenkrankheit.

Pan Tau ließ sich diese Angst nicht anmerken. Er war ein freundlicher, elegant gekleideter Herr mit Hut, Regenschirm und einer weißen Nelke im Knopfloch. Pan Tau machte nicht viel Aufhebens um seine magischen Fähigkeiten. Wann immer etwas fehlte, zauberte er es diskret aus der Melone, ansonsten erregte er keinen Anstoß in der Erwachsenenwelt. Er war ein stiller Verbündeter, kein Draufgänger. Was er lehrte, war gelebte Ironie, nach kindlichem Verständnis. Über den Zauber verfügt nur, wer den Zauber beherrscht. Das klingt naiv, aber so sind alle Helden: überlegen aus dem Wissen um ihre

Überlegenheit. Pan Tau aber blieb stets bescheiden, er war ein Zauberer der sparsamen Gesten, er haushaltete mit seinen Kräften. Der stille Magier. Einer meiner liebsten Wunschträume.

Als ich viele Jahre später ein Bild von Franz Kafka sah, erkannte ich ihn sofort wieder: Das war Pan Tau – als junger Mann. Das gleiche Lächeln. Der gleiche Hut. Die gleiche magische Weise, die Größenverhältnisse der Welt zu verkehren. Das Auffälligste an Franz Kafka wie an Pan Tau? Seine Unauffälligkeit. Er konnte sich selbst mühelos aus dem Bild zaubern. Zudem hatten beide eine Vorliebe für hohe Hüte, aus denen sich mit kleiner Geste allerhand hervorziehen ließ. Allerdings keine Kaninchen, soweit ich es überblicke. So wenig Pan Tau ein Zirkuszauberer der gewöhnlichen Art war, so wenig zeigte Kafka die Neigung, die Empfindungen aller zu teilen. Er war kein Großwildjäger literarischer Motive. Weder hätte er eine Biene Maja schlüpfen lassen, noch Bambi auf die Beine geholfen. Seine Angst war nicht von der Gestalt King Kongs oder Frankensteins Monsters. Der panische Schrecken, den Kafka empfand, galt Alltäglichem, vor allem kleinen Tieren. Nagetieren zum Beispiel.

»Das was ich gegenüber den Mäusen habe, ist platte Angst. Auszuforschen woher sie kommt, ist Sache der Psychoanalytiker, ich bin es nicht.« Natürlich hätte sich Kafka in einer Angelegenheit dieser Tragweite niemals einem Analytiker anvertraut. »Guten Tag, Herr Doktor, gestatten: Ich habe Angst vor Mäusen ...« Schwer vorstellbar, dass er damit irgendwo hätte vorstellig werden können. Zumal als Mann in monarchistischen Zeiten. Und selbst wenn, hätte ihm ein herablassender Therapeut allenfalls ein diagnostisches Almosen gegeben von der Art: Sie leiden an einer Phobie. Natürlich wusste Kafka sehr genau, dass er an einer Phobie litt, aber im Gegensatz zu den Analytikern wusste er auch, dass seine Phobie keine spezifizierte war, sondern eine frei flottierende: Er nutzte seine Angst gewissermaßen als Wünschelrute der Seele. So schuf er überall gefahrvolle Situationen, selbst in einem Bauernhaus fernab aller zivilisatorischen Existenzängste, wo andere Städter binnen kurzem an gewöhnlicher Langeweile gestorben wären. Kafka hingegen bevölkert das kleine Zimmer mit Gespenstern in großer Schar, ein einziges wäre zu folkloristisch und wenig furchteinflößend gewesen, nein, Nacht für Nacht stürmt ein kleines Heer das Zimmer, ein Mäuseheer. Die Angst vor der Maus im Kollektiv ist Teil einer viel größeren Angst, die sich an ihrer infamen Erscheinungsweise erregt: »Gewiss hängt sie wie auch die Ungezieferangst mit dem unerwarteten, ungebetenen, unvermeidbaren, gewissermassen stummen, verbissenen, geheimabsichtlichen Erscheinen dieser Tiere zusammen, mit dem Gefühl dass sie die Mauern ringsherum hundertfach durchgraben haben und dort lauern, dass sie sowohl durch die ihnen gehörige Nachtzeit als auch durch ihre Winzigkeit so fern uns und damit noch weniger angreifbar sind.«

Das Universum schickt Boten des Unheils, und der Wachende sieht sich einer unzählbaren Schar an Eindringlingen gegenüber, die ihre taktischen Vorteile mit aller Raffinesse zu nutzen wissen. Der Mensch gerät gegenüber der Maus in die Defensive. »Ich

war gänzlich hilflos, nirgends in meinem ganzen Wesen ein Halt, aufstehn, anzünden wagte ich nicht, das Einzige waren einige Schreie, mit denen ich sie einzuschüchtern versuchte. So verging die Nacht, am Morgen konnte ich vor Ekel und Traurigkeit nicht aufstehn, blieb bis 1 Uhr im Bett und spannte das Gehör, um zu hören, was eine Unermüdliche den ganzen Vormittag über im Kasten zum Abschluss dieser Nacht oder zur Vorbereitung der nächsten arbeitete. Jetzt habe ich die Katze, die ich im Geheimen seit jeher hasse in mein Zimmer genommen ...«

Kafka notierte dergleichen nicht verschämt in seinem Tagebuch, sondern berichtete in Briefen stolz den Freunden Max Brod und Felix Weltsch von seinen Abenteuern, die eine komische wie eine philosophische Lesart provozierten. Das Leben als Katz-und-Maus-Spiel. Das ist das Spiel der Spiele. Jeder ängstliche Mensch kennt es.

Wer je eine Katze mit einer Maus hat spielen sehen, wie sie mit peitschenden Pfoten in ausdauernder Grausamkeit mal kalt, mal zärtlich diesen kleinen Kreisel Angst vor sich hertreibt, ohne Not des Hungers, einfach zum Vergnügen, weiß darum. Mal langsam, mal schneller, aber immer wachsam, hält sie die Maus im Bann ihrer Spielwut, weil sie das Spielzeug keinem anderen gönnt. Wie sie dann irgendwann ablässt, erschöpft von ihrer eigenen Launenhaftigkeit, und das kleine Häufchen Elend vor der Haustür ablegt, als Geschenk, mehr noch als Beweis ihrer eigenen Tauglichkeit als Raubtier, wer also einmal dieses Spiel mitspielte, und sei es nur als Zuschauer, der ja mitleidlos auf noch grausamere Art ist, weil er sich das Eingreifen als sinnlos einredet, weiß darum. Wer sich also solchermaßen auf der Tribüne des Lebens niedergelassen hat, um mit widerwilliger Lust diese Gladiatorenspiele des Seins zu verfolgen, wie Kafka es tat, der altert schnell, weil sich keine glückliche Wendung dieser Geschichte denken lässt: »mein Haar ist nicht weisser als gestern, aber es war doch das Grauen der Welt.«

Welchen Schritt wir auch tun, er führt uns nur näher heran an die Niederlage. Das oder Ähnliches muss sich denken, wer auf Seiten der Maus der Übermacht des Gegners zu trotzen versucht.

»Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.« – »Du musst nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze und fraß sie.

Das Schicksal spielt seltsame Spiele mit uns. Zuweilen vermuten wir Sinn darin. Nicht selten Perfidie. Die Freiheit macht Angst, die Ausweglosigkeit macht Angst. Der Tod macht Angst. Und das Grinsen der Katze? Das Grinsen der »Grinsekatz«, die der Maus einen der Ratschläge von der billigen Art erteilt, wie sie den Ängstlichen zu allen Zeiten von allen Seiten erteilt wurden und werden. »Du musst keine Angst haben! Alles halb so